



Rundbrief 2 / 2012

Eröffnung der Villa Seligmann

– ein Rückblick

**Braunschweig
im Mai 2012 /
Ijar 5772**



Am **17. Januar 2012** wurde im Beisein des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, des Niedersächsischen Ministerpräsidenten, des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt Hannover und der Chefin der Niedersächsischen Staatskanzlei als Kuratoriumsvorsitzende der Siegmund Seligmann-Stiftung die Villa Seligmann mit einem Festakt eröffnet.

Die Villa Seligmann - Ein Ort mit Geschichte

von Karoline Grothe, NDR Fernsehen

"Du bist verrückt", haben alle zu Andor Izsák gesagt. Doch für den Musikprofessor stand fest, als er die Villa Seligmann in Hannover 1992 zum ersten Mal sah: Das wird der Sitz des Europäischen Zentrums für Jüdische Musik (EZJM). Der einstige Glanz der Villa war da allerdings höchstens noch zu erahnen. Trotzdem war sie für Izsák "das passende Etui für den Inhalt", wie der 67-Jährige sagt. Denn in Hannover gibt es kaum noch jüdische Architektur: Die Synagoge ist zerstört und die Villa Seligmann ist eines der wenigen erhaltenen Zeugnisse des jüdischen Bürgertums vor der Schoah. Und der Direktor des EZJM suchte ein Haus mit jüdischer Geschichte.

Anfang des 20. Jahrhunderts ließ sich Siegmund Seligmann, einst Direktor der Continentalwerke, vom Architekten Hermann Schaedtler eine repräsentative Villa mit großzügiger Gartenanlage entwerfen. 1906 zog er mit seiner Frau Johanne und seinem Sohn Edgar ein. Seligmann war ein Mäzen sozialer sowie kultureller Projekte, in seiner 1.600 Quadratmeter großen Villa verkehrte das hannoversche Großbürgertum.

Schenkung an die Stadt - der Glanz schwindet

1925 starb der Ehrenbürger der Stadt Hannover. Seine Witwe und sein Sohn blieben zwar zunächst in der großen Villa in der Hohenzollernstraße wohnen, doch die Unterhaltskosten waren auf Dauer zu hoch. 1931 verkaufte Edgar Seligmann Teile des Grundstücks und verschenkte das Haus an die Stadt Hannover. Seine Mutter überlebte die Zeit des Nationalsozialismus in der Schweiz und starb 1949 in Luzern. Edgar wurde 1938 verhaftet, konnte zwar in die Schweiz fliehen, starb dort aber im selben Jahr.

Nachdem die Familie Seligmann aus der Villa gezogen war, schwand der herrschaftliche Glanz: Die Wehrmacht nutzte das Gebäude, später richteten sich das Landesernährungsamt ein Büro und das Kestner-Museum ein Lager ein. Von 1974 bis 2008 nutzte die Musikschule Hannover das Gebäude.

Originalgetreue Restaurierung mit viel Fingerspitzengefühl

Nachdem Izsák die Villa 1992 entdeckt hatte, gründete er die Siegmund Seligmann Stiftung. Ziel der Stiftung war es, die Villa zu erwerben. 2006 kaufte sie das Gebäude der Stadt Hannover für zwei Millionen Euro ab und ließ es aufwendig und denkmalrechtlich restaurieren. Seit April 2011

hat das EZJM seinen Sitz in der Villa Seligmann, doch erst jetzt sind Umbau und Restaurierung abgeschlossen. Über die Kosten dafür schweigt Andor Izsák.

Zu Beginn der Einweihung des Musikzentrums brachte Andor Izsák die Mesusa, eine Schriftrolle mit einem jüdischen Gebet, am Eingang der Villa an. Damit wurde nach jüdischer Tradition Schutz für die Bewohner des Hauses erbeten.

Im Anschluss an die Grußworte spielte Izsák erstmals nach dem Holocaust die mächtige Berliner Orgel, die als einzige deutsche Synagogen-Orgel die Reichspogromnacht überstanden hat und lange als verschollen galt.

Anschließend sang der Europäische Synagogalchor unter der Leitung Izsáks.

TV-Dokumentation

"Auf das Leben! – Jüdisch in Deutschland"

Ein Film von Gesine Enwaldt über das jüdische Leben in Hannover, in dem u.a. auch die Arbeit von Prof. Andor Izsák porträtiert wird.

Sendetermine:

**Samstag, 16. Juni 2012,
17.55 – 18.55 Uhr, ARD**

(kürzere Fassung)

**Samstag, 30. Juni 2012,
21.45 – 23.15 Uhr, 3sat**

(längere Fassung)

Veranstaltungen in der Villa Seligmann

Musikalischer Vortrag

Donnerstag, 7. Juni 2012, 19.30 Uhr

Villa Seligmann (Hohenzollernstraße 39, 30161 Hannover)

Humor in der jüdischen Musik

Andor Izsák (Orgel/Moderation) und ein **Überraschungsgast**

Gesprächskreis

Der Gesprächskreis fährt am 19. Juni 2012 zum Besuch des Europäischen Zentrums für jüdische Musik nach Hannover.

Einzelheiten werden beim nächsten Treffen des Kreises abgesprochen.



Jüdische Musik? Jüdische Musik!

Was charakterisiert «jüdische Musik», wenn es denn eine solche Definition gibt? Ein Überblick.

VON JASCHA NEMTSOV

Aus: 2 aufbau Februar 2012

Vor zehn Jahren fand in Bern eine Konferenz zum Thema «Jüdische Musik? Fremdbilder - Eigenbilder» statt. Das Fragezeichen war charakteristisch für die Einstellung der Organisatoren zu dem Thema - jüdische Musik wurde als etwas Zweifelhaftes behandelt, als ein Phänomen, dessen Existenz erst bewiesen werden müsste. Die Veranstaltung setzte eine bereits im 19. Jahrhundert begründete seltsame Tradition fort: Jüdische Musik bewegt die Gemüter, und sogar Menschen, die damit kaum etwas zu tun haben fühlen sich berufen, sich dennoch dazu zu äussern. In Bern wurde zum Beispiel ein Spruch des bedeutenden Musikwissenschaftlers Curt Sachs (1881-1959) heringereicht, wonach jüdische Musik «von Juden für Juden als Juden gemacht» werde. Nun war Curt Sachs zwar Jude und er wurde als Jude aus Deutschland vertrieben, doch mit jüdischer Musik hatte er sich nie ernsthaft beschäftigt. Seine Definition ist nicht nur absurd (demnach wäre ein Werk jüdischer Musik nicht mehr jüdisch, wenn es von einem nichtjüdischen Interpreten für ein allgemeines Publikum gespielt würde). Der Versuch, ein äusserst vielfältiges kulturelles Phänomen auf eine einfache Formel zu reduzieren, ist an sich problematisch. Einfache Formeln gibt es weder für das Judentum noch für jüdische Musik. Es ist fraglich, ob es überhaupt eine Kultur geben kann, die mit solchen Formeln zu erfassen wäre.



«Über die Frage des (spezifisch Jüdischen) in der Musik wird eifrig debattiert», schrieb 1935 der in der Ukraine geborene Komponist und Cellist Joachim Stutschewsky (1891-1982). Zunächst in der Schweiz und später in Wien lebend war er ein wichtiger Protagonist jüdischer Musik, die er auch publizistisch gegen die Skepsis von Ignoranten verteidigte.

Im Einklang mit zeitgenössischen neofolkloristischen Theorien behauptete Stutschewsky, dass Kunst «in der tiefsten Bedeutung des Wortes national ist. Das Nationale ist das Urelement der Kunst.»

In Ost- und Mitteleuropa waren die zwanziger und dreißiger Jahre für jüdische Musik trotz der zunehmenden antisemitischen Diskriminierung eine Blütezeit. Nach der Schoah blieb nichts davon übrig. Auch das «Nationale» hat seitdem keine Konjunktur mehr.

Der israelische Komponist Ruben Seroussi sagt dazu: «Es ist eine sehr ideologische Denkform und sehr oberflächlich, sich selbst auf eine nationale Identität reduzieren zu wollen. (...) Es ist die Kategorie der schwachen Menschen, die in der Identifikation mit dem Kollektiv etwas Stärke suchen. (...) Deshalb halte ich die Frage nach einer nationalen Identität in der Musik nicht einmal für diskutierenswert.» Sich selbst präsentiert Seroussi als eine starke Persönlichkeit, während Mussorgsky, Grieg oder Bartók, die sich ausdrücklich als «nationale Komponisten» empfanden, demnach alle samt als «schwache Menschen» daherkommen.

Vermischung von Begriffen

Dass es gegen jüdische Musik - im Gegensatz zur russischen, norwegischen oder ungarischen Musikkultur - massive Vorbehalte gibt, liegt aber vor allem am desolaten Kenntnisstand. Wenn es sich um Erscheinungsformen und Persönlichkeiten jüdischer Musik handelt, wird die Vokabel «vergessen» überdurchschnittlich oft benutzt. Die Unwissenheit verursacht Missverständnisse und Vorurteile. So wird oft angenommen, dass jüdische Musik etwas ganz Besonderes wäre, jede Note sollte sich irgendwie als «jüdisch» identifizieren lassen. Jüdische Musik ist aber keine exotische Kultur, sondern ein wesentlicher Bestandteil der europäischen Musik. Ähnlichkeiten und Interaktionen mit russischen, ukrainischen, deutschen oder polnischen Musiktraditionen sind historisch bedingt, sie sind aber nichts Ungewöhnliches. Keine musikalische Kultur der Welt existiert in einem Vakuum, fremde Einflüsse sind für jede Tradition ganz normal. Ein weiteres Missverständnis betrifft die Vermischung von Begriffen «jüdische Musik» und «jüdischer Komponist». Bei weitem nicht alle jüdische Komponisten schrieben und schreiben jüdische Musik, was natürlich ihr gutes Recht ist. Doch auch nicht alle ungarischen Komponisten waren im gleichen Masse wie Bartók oder Kodály an der Schaffung von ungarischer

nationaler Musik interessiert. Es gibt in dieser Hinsicht glücklicherweise keinen Automatismus und jeder Musiker entscheidet selbst, welche Ausdrucksart ihm am nächsten liegt. Nach einer überwiegend kosmopolitischen Phase in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginnen heute übrigens viele Komponisten, sich erneut für musikalische Traditionen ihrer jeweiligen Nationen zu interessieren (ein Beispiel dafür ist das Schaffen von Komponisten aus asiatischen Ländern wie Indien, China, Japan oder Korea). Das liegt aber nicht an mangelnder «Stärke», sondern am Bedürfnis nach einer eigenen Verortung in einer Welt ohne Grenzen.

Seit Wagners Pamphlet «Das Judentum in der Musik» (1850) mangelte es nicht an Versuchen, jüdische Musik auf einen gemeinsamen biologischen, soziologischen oder ästhetischen Nenner zu bringen. Unabhängig davon, ob das gut oder böse gemeint ist, bringt uns die Simplifizierung in jedem Fall nicht weiter. Viel hilfreicher ist ein struktureller Vergleich jüdischer Musik mit ebenfalls facettenreichen musikalischen Kulturen anderer Völker. Die russische Musik beispielsweise beinhaltet nicht nur Werke von Tschaikowsky und Rimski Korsakov, sondern auch den altrussischen Kirchengesang aus dem frühen Mittelalter, die «Stadtromanzen» aus der Glinka-Zeit, derbe Bauernlieder (Tschastuschka) oder Tanzmusik für Volksinstrumente wie Balalaika und Domra -insgesamt eine bunte Palette von ganz unterschiedlichen musikalischen Formen.

Regionale Unterschiede

Jüdische Musik ist wohl noch reicher an Erscheinungsformen. Grund dafür ist die enorme Vielfältigkeit der jüdischen Kultur insgesamt. Ihre Pluralität hat eine zeitliche - historische – Dimension, wie auch eine räumlich-geografische: Eine Besonderheit der jüdischen Kultur ist deren enorme Ausdehnung in Zeit und Raum. Daher ist auch die Typologie der jüdischen Musik durch besonders viele Facetten gekennzeichnet.

Ebenso wie bei anderen Kulturvölkern gibt es bei den Juden traditionelle Musik und Kunstmusik. Jüdische traditionelle Musik ist außerordentlich mannigfaltig. Sie besteht einerseits aus zwei großen Bereichen - dem liturgischen und dem weltlichen. Die weltliche Volksmusik der Juden ist dem breiten Publikum am ehesten bekannt: jiddische und sephardische Lieder und vor allem Klezmer. Diese einzigartige Instrumentalfolklore der osteuropäischen Juden gehört heute zum Standardrepertoire. Der älteste und authentischste Teil jüdischer Musiktradition ist jedoch die Synagogemusik, insbesondere die biblischen Kantillationen (Liturgievertonungen). Sie basierten ursprünglich auf Motiven, die bis zu zweieinhalb Jahrtausende alt sind, vermutlich wurden sie schon im Zweiten Tempel in Jerusalem gesungen. Noch heute werden mit diesen Motiven Texte

der Thora und einige andere Teile der hebräischen Bibel vorgetragen. Im Mittelalter wurde die Synagogenmusik der aschkenasischen Juden durch melodische Elemente des deutschen Volkslieds bereichert, später kamen viele chassidische Melodien aus Osteuropa hinzu. Einen ganz neuen Stil entwickelten Komponisten der Reformgemeinden im 19. Jahrhundert: Dem Zeitgeschmack zuliebe integrierten sie alte überlieferte Melodien in die romantische Musiksprache. Andererseits weist die jüdische traditionelle Musik zusätzlich beträchtliche regional bedingte Unterschiede auf. Die synagogale Musik der äthiopischen Juden hat mit der polnisch-litauischen Tradition nur noch wenig gemeinsam. Der süddeutsche Ritus unterscheidet sich stark von der Synagogenmusik der bucharischen Juden (Bucharische Juden leben in den ehemaligen Sowjetrepubliken). In jeder Weltgegend, wo Juden lebten, entstanden eigentümliche Volkslieder zum Teil in verschiedenen Sprachen. Das Wechselwirken dieser verschiedenen Richtungen jüdischer Musik fand gleichzeitig unter den Bedingungen des intensiven Austauschs mit den musikalischen Kulturen der Nachbarvölker statt. In jeder Zeitperiode und in jeder Region nahm dieser Austausch eigene Formen an. Das alles ergibt ein äußerst heterogenes Bild.

Heterogene jüdische Musik



Die Definition jüdischer Kunstmusik ist mit einer zusätzlichen Problematik verbunden. Noch im 19. Jahrhundert galten Werke von Komponisten jüdischer Abstammung wie Mendelssohn, Meyerbeer oder Offenbach als «jüdische Musik».

Es wurde allgemein geglaubt, dass allein die ethnische Herkunft des Komponisten seine Werke prägen würde. Diskutiert wurde lediglich darüber, ob dieser Einfluss positiv oder negativ zu bewerten wäre. In der Tat begannen jüdische Komponisten aber erst Anfang des 20. Jahrhunderts, sich für die Quellen jüdischer Musik zu interessieren. Zum Zentrum der jüdischen nationalen Bewegung in der Musik wurde Russland. Diese Bewegung war Teil einer umfassenden

jüdischen kulturellen Renaissance. Dem Beispiel anderer neofolkloristischer Strömungen folgend, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts die europäische musikalische Landschaft prägten, versuchten jüdische Komponisten einen dezidiert jüdischen Stil in der Kunstmusik zu entwickeln. Wurde etwa für Bartók die alte ungarische Bauernfolklore zur Grundlage seines Stils und zur Quelle der Erneuerung seiner Musiksprache, so beschäftigten sich jüdische Komponisten wie Joseph Achron (1886-1943), Alexander Weprik (1899-1958), Jakob Schönberg (1900-1956) oder Joachim Stutschewsky auf ähnliche Art und Weise mit jiddischen Volksliedern und alten synagogalen Motiven.

Die beschriebene Vielfalt und Heterogenität jüdischer Musik ist einer der Gründe, warum es bis jetzt kaum Standardliteratur auf diesem Gebiet gibt. Die Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert ignorierte diesen Zweig jüdischer Kultur vollständig. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert begann das Sammeln und die Erforschung jüdischer musikalischer Tradition. Diese Arbeit wurde jedoch später durch die politischen Umstände mehrfach behindert und kam in Europa weitgehend zum Erliegen. Erst in jüngster Zeit wird sie wieder belebt. Es ist zu hoffen, dass sich der Wunsch von Joachim Stutschewsky erfüllt und jüdische Musik künftig tatsächlich «einen Widerhall bei den übrigen Völkern und einen Platz in der Musikkultur in der ganzen Welt finden wird».

Jascha Nemtsov ist Pianist und Musikwissenschaftler, er ist Akademischer Studienleiter des Kantorenseminars des Abraham Geiger Kollegs (Berlin/Potsdam) und Mitglied des Editorial Board des Milken Archive of Jewish Music (New York/Santa Monica).

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann, Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264, Fax: 0531 3102494

Bankverbindung: Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00)
Kontonummer 7030802

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de

Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
15. Juli 2012**

Alexander Joel gilt als einer der international profiliertesten und meistgefragten Dirigenten seiner Generation.

Der 40-jährige Generalmusikdirektor in Braunschweig ist Deutschland nicht nur musikalisch eng verbunden.

Sein Grossvater Karl Amson Joel gründete 1928 einen Textilversandhandel in Nürnberg.

Infolge der «Arisierungspolitik» musste er sein Unternehmen 1938 aufgeben und emigrieren. Josef Neckermann übernahm die Firma.

VON KATJA BEHLING

Aus: 2 aufbau Februar 2012

Die Musik - insbesondere die deutsche Klassik und die Wiener Operette - bestimmte das Leben von Alexander Joel bereits bevor er überhaupt auf der Welt war. «Die Fledermaus» von Johann Strauss spielt in seiner Familiengeschichte eine fast schicksalhafte Rolle: Alexander Joels Vater Helmut Joel, ein großer Musikliebhaber, hatte sich zu Beginn der vierziger Jahre in eine junge Frau verliebt, die mit ihm gemeinsam in Operetten-Vorstellungen einer College-Theatergruppe auf der Bühne stand. Dass die Dame seines Herzens wie die Figur aus der «Fledermaus» Rosalind hieß, betrachtete der junge Mann zusätzlich als gutes Zeichen. Seltsamerweise hatten sich schon Rosalinds Eltern einst unter ähnlichen Umständen kennengelernt - bei einer Operettenaufführung in der Royal Albert Hall in London.

Sein Faible für Operetten gab Helmut Joel später auch an seinen Sohn weiter. Alexander, der seine Kindheit größtenteils in Wien verlebte, besaß schon mit neun Jahren einen Klavierauszug der berühmten «Fledermaus». Oft nahmen seine Eltern ihn mit ins Opernhaus. «Ich durfte in der Loge immer vorne sitzen und dem Dirigenten zusehen», erzählt Alexander Joel.

Bei seinen ersten eigenen Auftritten als Dirigent sah ihm wiederum eine ältere Dame zu: Einzi Stolz. Sie, seinerzeit eine Nachbarin der Familie Joel, war die Witwe des großen Operettenkomponisten Robert Stolz, in dessen Karriere die «Fledermaus» ebenfalls eine - die - Schlüsselrolle gespielt hatte.

Im Alter von erst 24 Jahren debütierte Alexander Joel an der Oper in



Nürnberg - mit der «Fledermaus». Im selben Jahr, 1995, trat auch Alexander Joels älterer Halbbruder, der amerikanische Popstar Billy Joel, zwei Mal in der ausverkauften Meistersingerhalle in der fränkischen Stadt auf. Diese Konzerte der Joels fanden 50 Jahre nach Kriegsende statt und waren Teil der of-

fiziellen Feierlichkeiten in Nürnberg. Zwölf Jahre später, im Juli 2007, gab Alexander Joel dort ein spektakuläres Open-Air-Konzert, 60000 Menschen hörten zu. Auch dieses Konzert war musikalisch wie historisch von großer Symbolkraft: Der damals 36-jährige Alexander Joel dirigierte die Nürnberger Philharmoniker, Spielort war der Luitpoldhain, der zum ehemaligen NS-Reichsparteitagsgelände gehört, und dies alles in Nürnberg - der Stadt, aus der die Familie seines Vaters stammt. Und aus der sie nach der NS-Machtübernahme vertrieben worden war.

Wäschemanufaktur Joel in Nürnberg

Im Jahr 1928 hatte Alexanders Großvater Karl Amson Joel einen Textilversandhandel gegründet. Zehn Jahre später gehörte das Unternehmen bereits zu den Branchenführern in Deutschland. Nachdem 1934 im Parteiorgan «Stürmer» gegen den «Nürnberger Wäschejuden» und «Volksschädling» gehetzt worden war erkannte Karl Joel die Lebensgefahr, in der er sich befand, gerade im seinerzeit besonders rechtslastigen Nürnberg, wo nun bei Reichsparteitagen die Nazis aufmarschierten.

Im Frühling 1934 beschloss er, den Betrieb von Berlin aus zu führen. Als 1935 die Nürnberger Gesetze erlassen wurden, spitzte sich die Situation jedoch auch in der Reichshauptstadt dramatisch zu. Im Frühjahr 1938 war die Lage so beängstigend, dass Karl Joel, wollte er nicht die Zwangsschliessung seines Unternehmens riskieren, keinen anderen Ausweg mehr hatte: Er verkaufte seine Firma.



Hier war Anfang des Unternehmens

Die Wäsche-manufaktur, die, je nach Berechnung, geschätzte vier bis zwölf Millionen Reichsmark wert war, wechselte im Juli 1938 für 2,3 Millionen Reichsmark den Besitzer. Der hieß nun Josef Neckermann.

Nach Abzug von Verbindlichkeiten und einer Rückstellung wegen eventuell noch ausstehender Forderungen blieb die Summe von 1,14 Millionen Reichsmark übrig, die der 26-jährige Neckermann auf ein Treuhandkonto zu überweisen hatte. Nur sah Karl Joel von diesem Geld nicht einen Pfennig - alle Vermögenswerte des jüdischen Unternehmers wurden von den Nazis beschlagnahmt.

Noch im Sommer 1938 flüchteten die Joels nach Zürich. Doch die Schweiz war nur Zwischenstation.

Während Karl und Meta Joel wenig später mit ihrem 15-jährigen Sohn Helmut als Passagiere eines Karibik-Kreuzfahrtschiffs ihre Reise ins Exil antraten und über Kuba schließlich in die USA emigrierten, machte der junge Geschäftsmann Neckermann eine Karriere, die das Dritte Reich nicht nur überstand - Neckermann lieferte unter anderem Uniformjacken und die Winterausrüstung für den Russland-Feldzug -, sondern sich nach dem Weltkrieg zu einem Wirtschaftswunder-Mythos auswuchs.

Die österreichische Filmemacherin Beate Thalberg drehte mit «Die Akte Joel» (2001) einen preisgekrönten Dokumentarfilm über dieses Kapitel deutscher Vergangenheit. Sie führte die Enkel Neckermanns und Joels in Wien erstmals zu einem Gespräch zusammen.

Neubeginn im Exil

Karl und Meta Joel verließen 1939 mit ihrem Sohn in Havanna das Schiff. Im Jahr 1942 war für die Familie der Weg in die USA endlich frei. Karl Amson Joel war nun Anfang fünfzig und der Neuanfang in

New York sehr schwer. Wieder begann er als Unternehmer, diesmal als Produzent von Haarschleifen.

Sohn Helmut arbeitete als Botenjunge und machte zudem samstags mit einer Jazz-Band Swing- und Tanzmusik. Er hatte, in klassisch bildungsbürgerlicher Tradition, schon als Kind in Nürnberg das Klavierspielen und später auch Saxophon und Klarinette erlernt. Dies war nun im Exil Gold wert, konnte er damit doch Geld verdienen. Zudem besuchte der junge Mann Abendkurse am City College. Und lernte Rosalind Nyman aus Brooklyn kennen, die ebenfalls aus einer jüdischen Flüchtlingsfamilie stammte. Ihre Eltern waren vor dem Horror des Ersten Weltkrieges aus Großbritannien in die USA geflohen.

Kurz nachdem er Rosalind kennengelernt hatte wurde Helmut zur US-Army eingezogen. Als Howard Joel, so nun sein amerikanisierter Name, erlebte der 20-jährige GI ab 1943 den Krieg an der Front in Europa. Zu dem Grauen und der Todesangst auf dem Schlachtfeld kam die Angst, plötzlich im Gefecht seinen engsten Jugendfreund vor sich zu haben. «Mein Vater sagte, er habe immer Angst gehabt, im Kampfeinsatz plötzlich seinem Freund Rudi oder überhaupt jemandem, den er kannte, gegenüberzustehen und auf ihn schießen zu müssen», erzählt Alexander Joel. Er habe immer über die Köpfe deutscher Soldaten geschossen- es hätte ja Rudi unter ihnen sein können.

Das Kriegsende im Mai 1945 erlebte Helmut Joel in Deutschland. Fortan verfolgten ihn die entsetzlichen Bilder des Konzentrationslagers Dachau, das er mit seiner Einheit befreit hatte, Der 22-Jährige erfuhr, dass ein Teil der Familie von den Nazis ermordet worden war. Er suchte im zerstörten Nürnberg nach Schulfreunden, ging dorthin, wo wenige Jahre zuvor sein Zuhause und das Versandhaus seiner Eltern gewesen war. Er fand eine ausgebombte Brache vor. Doch so schmerzhaft die Rückkehr in das Land, von dem der Holocaust ausging und das seine Familie verjagt hatte, für ihn auch war, Hassgefühle hegte Helmut Joel nie: «Ich wusste aus eigener Erfahrung, dass nicht alle Deutschen Nazis waren», zitiert Steffen Radlmaier ihn in seinem Buch «Die Joel-Story». Doch es wurde zur ebenso schmerzlichen Gewissheit, dass seine alte Heimat, sein altes Leben für immer verloren war.

Joel gegen Neckermann

Nachdem er im Herbst 1945 in die USA zurückgekehrt war versuchte der erst 22-jährige Kriegsveteran seine furchtbaren Erlebnisse zu verdrängen.

Howard Joel schlug eine Laufbahn als Ingenieur in der Fernsehbranche ein und heiratete Rosalind. Im Mai 1949 kam Sohn Billy zur Welt. Ebenfalls um 1949 versuchte Karl Joel von New York aus, in Nachkriegs-Deutschland an sein Geld aus dem Firmenverkauf zu kommen. Der Prozess vor dem Wiedergutmachungsgericht in Nürnberg dauerte acht Jahre und endete mit einem Vergleich. Joel erhielt zwei Millionen Mark. «Ab diesem Zeitpunkt», so Alexander Joel, «konnte mein Großvater gewissermaßen mit dem Kapitel abschließen und nach vorne schauen.»

Howard Joel indes, durch die Kriegserfahrung und die erlittenen Verluste zutiefst traumatisiert und von Erinnerungen und Depressionen gequält, trennte sich 1957 von seiner Frau und ging zurück nach Europa. Er war ein Entwurzelter in vielerlei Hinsicht. Auch seinen Vater ließ die Sehnsucht nach der Heimat nie los: Der Versandhausgründer Karl Joel kehrte als Mittsiebziger mit seiner Frau nach Deutschland zurück.

Howard Joel heiratete in Europa seine zweite Frau, eine Engländerin. Im August 1971 wurde Alexander geboren. Erneut versuchte Howard, nun knapp 40 Jahre alt, die Vergangenheit zu vergessen. Zwar erzählte er seinem Sohn Alexander über sein Leben in



Amerika. Auch seinen mehr als 20 Jahre älteren Halbbruder Billy lernte Alexander als Kind kennen. Aber über die Geschichte seiner Familie während der NS-Zeit erfuhr Alexander Joel erst Anfang der achtziger Jahre, als er etwa zwölf Jahre alt war.

Die Musik spielte eine zentrale Rolle in der Familie. Der Vater gab seine Liebe zu Beethoven, Brahms und Mozart auch an Alexander weiter. Gleichwohl fand dieser seinen beruflichen Weg in die Musik erst über einen kleinen Umweg. Zwar erkannten

und förderten seine Eltern früh seine künstlerischen Ambitionen, er erhielt Klavier- und Geigenunterricht und träumte schon als Kind davon, ein Orchester zu dirigieren. Dennoch studierte Alexander, einem Rat seines Vaters folgend, zunächst Jura. Der 18-jährige ergatterte einen der wenigen Plätze am renommierten King's College in London. Allerdings war er damit unglücklich. Gespräche mit seinem Bruder, dem Popstar, bestärkten Alexander in seinem Entschluss: Es zog auch ihn zur Musik.

Über Umwege zur Musik

Ab 1990 studierte Alexander Joel Klavier und Komposition an der Wiener Musikhochschule. Nach Abschluss seines Dirigentenstudiums mit Auszeichnung und als Preisträger beim europäischen Dirigenten-Wettbewerb startete er Mitte der neunziger Jahre seine Karriere. Er profilierte sich mit einem breiten Repertoire an großen Operetten von Offenbach über Kálmán, Lehar und Stolz bis Raymond bevor er sich verstärkt Oper und Konzert zuwandte.

Nach ersten Engagements in Baden, Klagenfurt und an der Wiener Volksoper fungierte Joel ab 2001 fünf Jahre als Erster Kapellmeister an der Deutschen Oper am Rhein, wo er sich ein breites Opernrepertoire erarbeitete. Der 40-Jährige hat etliche renommierte



Orchester von Europa bis Asien geleitet, gastiert seit mehr als zehn Jahren regelmäßig in den namhaftesten Opernhäusern der Welt. Doch die Anfangsjahre als junger Dirigent waren mehr als schwierig: Verfügbare Positionen rar, die Konkurrenz erdrückend groß, die Auswahlverfahren hart, die Erwartungen komplex - oft entschieden Glück,

Zufall, Begegnungen, Fügungen über den nächsten Schritt. Nachdem Joel 1997 seine erste feste Stelle erkämpft und sich dafür gegen 30 Mitbewerber durchgesetzt hatte erlebte er einen der glücklichsten

Momente seines Lebens. Seitdem entwickelt sich die Karriere des Hochtalentierten stetig nach oben. Publikum und Presse waren und sind begeistert, fast durchweg positive Kritiken begleiten die beruflichen und künstlerischen Stationen des Dirigenten, der als einer der besten seiner Generation gilt.

Seit der Spielzeit 2007/2008 ist **Alexander Joel Generalmusikdirektor des Orchesters am Staatstheater Braunschweig** - als ausdrücklicher Wunschkandidat des Orchesters. Zusätzlich zu seinen dortigen Aufgaben führen ihn weiterhin Gastdirigate an Opernhäuser im In- und Ausland. Im Dezember 2011 erlebte an der Hamburgischen Staatsoper die Wiederaufnahme der von Peter Konwitschny inszenierten Urfassung von Verdis Oper «Don Carlos» unter Alexander Joels Leitung ihre umjubelte Premiere.

Kritiker lobten einmal mehr die Interpretationsfähigkeit und das Gespür des ausdrucksstarken Dirigenten, der die Philharmoniker im Orchestergraben zu einer klangschönen, differenzierten und hochkonzentrierten Leistung trieb, der Spannung und Gefühle im Klangkörper zu mobilisieren und auszuloten vermag.

Das zeichnet Alexander Joel aus. Er ist charismatisch und feinsinnig, er hat die ausgeprägte Fähigkeit, emotional zu berühren- und sich berühren zu lassen.

Im Februar 2013 wird Alexander Joel mit «La Boheme» am Londoner Royal Opera House Covent Garden debütieren.

Ein ganz besonderes Ereignis für den gebürtigen Londoner und seine britische Mutter Audrey, die zugleich ihren 75. Geburtstag feiern wird. Doch was wie ein weiterer, nur folgerichtiger Schritt in einer geradlinigen Karriere wirkt kam nicht zuletzt durch einen glücklichen Zufall zustande: Nach London eingeladen wurde Joel spontan nach seinem Riesenerfolg in Antwerpen mit dem Stück «Frau ohne Schatten» - und genau für den fraglichen Zeitraum fand sich eine kleine Lücke im vollen Terminkalender des vielbeschäftigten Dirigenten.

In der Spielzeit 2013/14 wird Alexander Joel an der Israeli Opera in Tel Aviv Puccinis «Tosca» dirigieren. Selbstverständlich ist für den Weltbürger Alexander Joel, der den britischen, deutschen und den amerikanischen Pass besitzt und in mehreren Ländern gelebt hat, ein Gastspiel in Israel etwas ganz Besonderes, nicht nur vor dem Hintergrund seiner Familiengeschichte, die zugleich ein Spiegelbild der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist.

Ohne religiöse Erziehung aufgewachsen, bedeutet Judentum ihm persönlich vor allem ein Zugehörigkeitsgefühl und Wertesystem, das auf kulturellen Maximen und Traditionen - wie der Musik - fußt. Heutige Generationen macht er nicht für die Verbrechen der Väter an den Juden verantwortlich. Es komme aber darauf an, Lehren aus der NS-Geschichte zu ziehen und dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder geschehen kann. «Das Wichtigste ist, nicht verbittert zu sein.» Man dürfe Hass keine Chance geben. «Wichtiger als ein gläubiger Mensch zu sein ist es, ein anständiger zu bleiben.»

Katja Behling

ist Journalistin und Publizistin und lebt in Hamburg.

☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine

Gesprächskreis

☞☞ **St. Albertus Magnus Gemeinde in der Brucknerstr. 6,
38106 Braunschweig**



Der Gesprächskreis fährt am **19. Juni 2012** zum Besuch in das **Europäische Zentrum für jüdische Musik** nach Hannover.

Nur begrenzte Teilnehmerzahlmöglich. Einzelheiten werden beim nächsten Treffen des Kreises abgesprochen.

Das nächste Treffen ist für den **17. Juli** wiederum um 16.30 Uhr vorgesehen.

Thema: „... **um deinen Namen zu erheben**“ – Die Bindung Isaaks im Verständnis des Judentums und des Christentums

Gesprächspartner: Diakon Siegfried Graumann, Braunschweig

☹ **Im August macht der Gesprächskreis Sommerpause** ☹
Am 18. September 2012 geht es dann wieder weiter



Weitere Veranstaltungen



**DAS JÜDISCHE RECHT: EIGENART
UND ENTWICKLUNG - MIT
LANDESRABBINER JONAH
SIEVERS IM THEOLOGISCHEN
GESPRÄCH
AKADEMIE IM KLOSTERFORUM**

Do 14.06.2012, 19.30-21.00 Uhr
Ohne Anmeldung, Eintritt frei

Theologisches Zentrum
Alter Zeughof 1, im Forum der Bibliothek,
38100 Braunschweig

Leitung:
Dir. Pf. Dieter Rammler

Als Recht des Volkes Israel hat das jüdische Recht eine 3000-jährige Geschichte. Und so vielfältig es ist, vereint es das Judentum noch heute weltweit in der Auslegung und Anwendung im praktischen Leben. Seine Quelle und seinen Kern hat das jüdische Recht in der Thora und den anderen Büchern der hebräischen Bibel. In der „Halacha“ werden auch alle späteren Kodifikationen geordnet. Sie ist zu einer Bezeichnung für die Gesamtheit des jüdischen Rechts geworden. In Verkennung seines göttlichen Ursprungs und seiner lebendigen Auslegung wurde dem Jüdischen Recht auf christlicher Seite oft Gesetzmäßigkeit unterstellt. Für ein angemessenes Verstehen des Jüdischen Rechts ist es wesentlich, dass die Frage der Gerechtigkeit im Ursprung aller Fragen nach dem Recht steht. Landesrabbiner Jonah Sievers führt ein in das Verständnis Jüdischen Rechts und beteiligt sich am theologischen Gespräch. Die Veranstaltung steht allen Interessierten offen.

Referent:
Landesrabbiner Jonah Sievers, Braunschweig

Aktuelle Informationen auf
www.abt-jerusalem-akademie.de



Mittwoch | 18. Juli 2012 | 19:00 Uhr

STOLPERSTEINE – SCHICKSALE JÜDISCHER OPFER

„Wege nach Theresienstadt“ - im Rahmen ihrer Projektarbeit zum Nationalsozialismus haben sich Schülerinnen und Schüler der Heinrich-Büssing-Schule, Berufsbildende Schule Technik, mit dem Schicksal jüdischer Braunschweiger beschäftigt. Sie haben die Lebens- und Leidenswege von drei Braunschweiger Familien erforscht, die Mitglieder in Theresienstadt verloren haben. Die Ergebnisse ihrer Recherche präsentieren die Klassen öffentlich im Roten Saal.

Die Recherche fand statt in Zusammenarbeit mit dem Verein „Stolpersteine für Braunschweig Förderverein e.V.“ – im Jahr 2013 wird der Künstler Gunter Demnig vor den letzten frei gewählten Wohnorten der Familien Stolpersteine verlegen. Seit nunmehr 6 Jahren werden in Braunschweig „Stolpersteine“ für Opfer des Nationalsozialismus verlegt. Durch eine kleine, in den Fußweg vor der letzten frei gewählten Wohnstatt eingelassene Messingplatte werden die Opfer aus der Anonymität heraus und dorthin zurück geholt, wo sie als Nachbarn gelebt haben. Bereits 165 Stolpersteine gibt es bisher in Braunschweig, weitere 32 Steine werden im Laufe des Jahres 2012 folgen.

Präsentation



Veranstalter: *Stolpersteine für Braunschweig Förderverein e. V.*
Eintritt frei

In eigener Sache:

Überprüfen Sie bitte, ob Sie für das Jahr 2011/2012 Ihren Beitrag an die Gesellschaft geleistet haben.

Für alle diejenigen, die dies noch erledigen müssen, hier nochmals die Höhe der Beiträge, die durch die Mitgliederversammlung beschlossen wurde:

Einzelmitglieder € 20.-

Ehepaare € 30.--

Rentner und Studenten € 15.-

Ihre Einzahlung sollte auf das Konto der Gesellschaft mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“ bei der Bankverbindung: Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00) Kontonummer 7030802 erfolgen.

Auch Spenden werden dankbar angenommen.

Herzlichen Dank

Buchbesprechung



»Vergesst Auschwitz!«

Der deutsche Erinnerungswahn und die Endlösung der Israel-Frage

Gebunden, 176 Seiten, € 16,99
Albrecht Knaus Verlag
ISBN 978-3813504521

Gelegentlich fällt es nicht ganz leicht, Broder ernst zu nehmen. Mit seinem Hang zur Kasperei leistet er sich mitunter Provokationen, die völlig unnötig scheinen. Und doch bringt er andererseits immer wieder wichtige und kluge Impulse in den öffentlichen Diskurs ein. Vielleicht gehört das eine und das andere aber auch zusammen: Broder kokettiert geschickt damit, dass er als Jude und

Sohn von KZ-Überlebenden Imperative wie eben dieses »*Vergesst Auschwitz!*« in den Raum werfen darf, für die andere Publizisten von den Medien rituell geschlachtet würden. Er hat sich als jüdischer Hofnarr Deutschlands etabliert, und ich bin geneigt, zu sagen, dass Deutschland einen solchen auch wirklich braucht. Schließlich ist es das Amt des Hofnarren, Wahrheiten auszusprechen, die so unerträglich erscheinen, dass sie nur durch die ironische Brechung, die der Narr ihnen verpasst, annehmbar erscheinen.

Insofern ist dieses Buch wieder ein echter »Broder«: Viel rhetorisches Feuerwerk, ätzende Ironie, auch etlicher Klamauk, der mit den Grenzen des guten Geschmacks spielt, aber schließlich eine These, die durchaus bedenkenswert ist:

»Die Deutschen sind dermaßen damit beschäftigt, den letzten Holocaust nachträglich zu verhindern, dass sie den nächsten billigend in Kauf nehmen.«

Und das kommt so: Während man die toten Juden des Dritten Reichs als »gute Juden« verklärt, die man mit wohlfeiler postumer Solidarität nur so überschüttet, werden gleichzeitig lebende Israelis als »böse Juden« dämonisiert. Beides zusammengerechnet führt zu dem Ergebnis: *Nur ein toter Jude ist ein guter Jude.*

Antisemitismus wird meist reflexartig mit Rechtsextremismus in Zusammenhang gebracht, Broder zeigt, daß er aber auch im linken Spektrum seinen festen Platz hat, auch wenn er dort meist besser getarnt ist. Der Verweis auf Auschwitz und die Singularität des Holocaust erlaubt es dem deutschen Durchschnitts-Linken, sich als Philosemiten darzustellen, während er gleichzeitig durch seinen (teilweise militanten) Antizionismus einen unauffälligen und gesellschaftlich akzeptierten Antisemitismus der Tat pflegen kann. So verteidigt er zum Beispiel das Recht der Iraner auf »friedliche Nutzung der Kernenergie« — ein Recht, das er übrigens gleichzeitig den Deutschen abspricht — und wenn es dem Iran durch seine nukleare Aufrüstung jemals gelingen sollte, »Israel von der Landkarte zu wischen«, stünde der deutsche Linke obendrein als relativer moralischer Gewinner da: *Endlich* gäbe es ein Verbrechen, das größer ist als Auschwitz, und nicht die Deutschen, sondern jemand anderes hätte es begangen.

Auf immerhin einem Fünftel der Buchseiten wird der Konflikt um den Brandenburger Radiomoderator Ken Jebsen noch einmal ausgegetragen, dem der Sender rbb im mittelbaren Zusammenhang mit einer kritischen Nachfrage Broders die Zusammenarbeit aufgekündigt hatte. Seitenweise

werden hier wütende Leserbriefe zur Causa wiedergegeben, die einerseits illustrieren, was für abstruse antisemitische Ressentiments nach wie vor kursieren, die es andererseits aber kaum wert sind, durch Abdruck in einem Buch geadelt zu werden. Hier hätte eine Beschränkung auf die wichtigsten Exempel dem Buch sicher gutgetan, und wer diese beiden Kapitel überspringt, schont seinen Blutdruck und verpasst nicht sonderlich viel Information.

Die Ritualisierung des Holocaust-Gedenkens, wie sie in Deutschland inzwischen üblich ist, verstellt den Blick auf dessen Sinn und lädt zum Missbrauch ein, beispielsweise zu nachgerade obszönen Parallelisierungen von Antisemitismus und Islamophobie, von Warschauer Ghetto und Gazastreifen, die in der These gipfeln, dass »die Moslems die neuen Juden« seien. All diese Pseudoargumente, die letztlich dazu dienen, ausgerechnet den Versuch der Vernichtung der Juden Europas publizistisch auszuschlachten, um die Vernichtung der israelischen Juden propagandistisch vorzubereiten, widerlegt Broder gut begründet.

Dies führt folgerichtig zu seinem abschließendes Credo:

»Statt Toten nachzutruuern finde ich es wichtiger, Lebenden zu helfen, am Leben zu bleiben.« ... »Vergesst Auschwitz! Denkt an Israel — bevor es zu spät ist.«